

Hinaus ins Freie.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, Da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu haus.
 Wie die Wälder vorwärt am himmlischen Zelt, So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.
 Emanuel Geibel.

Wenn es sich in der Natur zu regen beginnt, wenn die herrliche Gotteswelt wie mit einem Zauberschlage im Mai zu neuem Leben erwacht, dann durchzieht auch das Menschenherz die Freude und das Leben der Maienluft. Und wahrlich, welche Dichterkraft würde hinreichen, um das Empfinden zu schildern, welches das Menschenherz beim Anblick der erwachenden, Leben spendenden Natur befeelt.

Lang war des Winters Nacht, doch um so fröhlicher ist das Erwachen und freudig können wir einstimmen in das herrliche Maienlied Emanuel Geibels: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu haus“ usw.

Mitgeradezu magnetischer Gewalt zieht es den Menschen „hinaus ins Freie“, und man sollte meinen, kein Mensch könnte sich diesem Zauber entziehen.

Und doch gibt es Menschen, denen die Natur fremd geworden ist, welche in dem wechselnden Kleide derselben nur den Dämon Erkältung und Krankheit sehen, die aus lauter Erkältungsfurcht sich nicht hinauswagen, sondern lieber hinterm Ofen oder in der Kneipe sitzen als hinaus zu gehen in unser Lebenselement, und darum ist es an der Zeit, dieser verkehrten Ansicht ein ernstes Mahnwort zuzurufen.

Nicht die Einflüsse der Natur sind es, welche schuld sind an den zunehmenden Krankheitserscheinungen unserer Zeit, sondern die Menschheit selbst, welche sich der Natur immer mehr entfremdet, welche alles natürliche als unsein verpönt und einer überfeinerten, nervenschwächenden Lebensweise huldigt.

Darum kehrt zurück zur Natur, welche Licht und Leben in uner schöpflichen Gaben für jeden bereit hat.

Zwar ist es unserer Zeit nicht vergönnt, die Natur voll und ganz zu genießen, denn der Kampf ums Dasein bindet die Mehrzahl unserer Menschheit für den größten Teil des Tages an die Arbeit in geschlossenen Räumen, aber darum ist es erst recht notwendig, daß wir uns der Natur anschließen, daß wir jede freie Zeit benutzen, um uns aus der Gotteswelt, dem Urquell allen Lebens Erholung und neue Kraft für die harten Anforderungen unserer

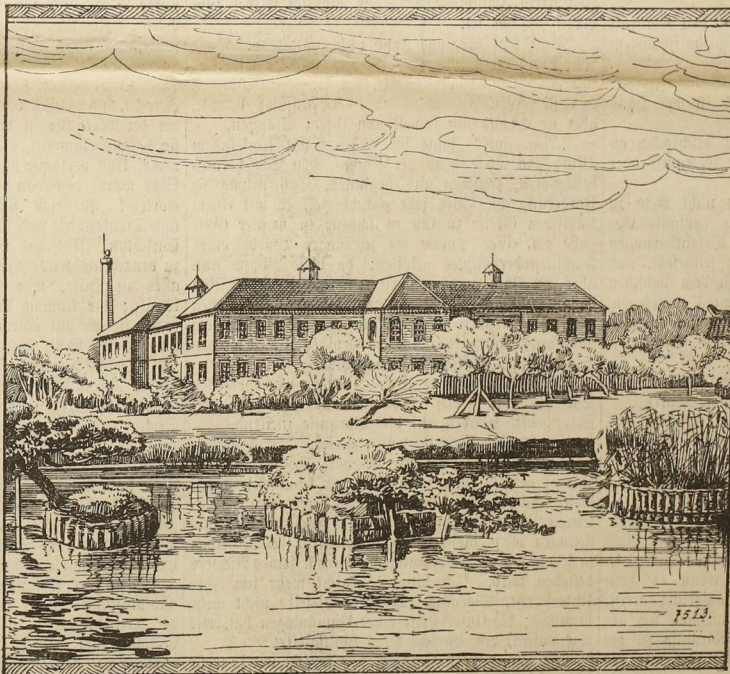
Man muß unbedingt zu der Ansicht kommen, daß das Turnen die natürlichste Körperbewegung ist, wenn man die Kinder betrachtet; mit welcher Freude und Lust springen und spielen dieselben in der freien Gottesnatur und nichts ist ihnen unangenehmer, als wenn man ihr Treiben stört.

Darum laßt den Kindern ihre goldene Freiheit, behüte du, o Mutter, deinen Liebling nicht allzu ängstlich, es ist verkehrt, die Kleinen nicht mit den Gefahren bekannt zu machen, denn nur inmitten der Gefahren lernt man denselben auszuweichen. Stört die unvergeßliche, nie wiederkehrende Kinderzeit nicht schon im frühesten Kindesalter durch lästigen Schulzwang, gönnt ihnen ihre kindliche Freiheit zum Aufbau und zur Entwicklung ihres Körpers, damit, wenn mit Beginn der geistlichen Schulzeit, die geistigen Anforderungen an die Kinder herantreten, ein gesunder Körper zugrunde liegt, denn ein gesunder Geist kann nur in einem gesunden Körper wohnen.

Und darum möchte ich zum Schluß meine Mahnung in die Worte zusammenfassen: sucht eure freie Zeit in Gottes freier Natur zu verbringen, laßt aber auch des Nachts das Lebens- element, die Luft, durch das weit geöffnete Fenster auf euch einströmen und raubt vor allen Dingen den Kindern dies Lebens- element nicht, alsdann wird es möglich sein, wieder ein nervenstarkes Geschlecht zu erziehen, welches seiner germanischen Abstammung würdig ist.

„Drum auf, hinaus ins Freie.“
 Wilhelm Zies.

Der Krieg in Ostasien.



Die kaiserliche Marineakademie in Tokio, in der die japanischen Seehelden herangebildet werden.

Zeit zu schöpfen. Die Anregung hierzu bietet der Sport, und wiederum ist es hier die älteste und natürlichste aller Sportarten, das deutsche Turnen, welches dem Körper gibt, was ihm in der Hast und Last des Tages verloren gegangen ist. Durch allseitige, den ganzen Körper, jede Muskel durchbildende Bewegungen, durch fröhliche Turnspiele und Turnfahrten sucht das Turnen den Menschen der Natur zuzuführen, den Körper abzuhärten und dem G. ist die nötige Erholung angebeißten zu lassen.

Der Gatte der Frau von Solange.

Aus dem Französischen von H. Börner.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Der Brief?“ wiederholte der Marquis erbleichend. „Ach ja, Du hast Recht . . . Der Brief! . . . Und ich selbst habe ihn denselben ausgeliefert! Ein mir anvertrautes Gut habe ich ihr für leere Versprechungen verkauft!“
 „Lieber Vater!“

„Ja verkauft, Johanna! Ach! Was für ein elender Wicht bist du!“

Der Greis presste sein Antlitz in die Kissen des Sessels; Johanna umschlang ihn mit ihren Armen. „Sage das nicht, lieber Vater!“ rief sie, „Lage Dich nicht an und mache Dir keinen Kummer meinetwegen! Gott hat alles so bestimmt; er wollte mir nicht das Glück gewähren, das ich mir von ihm ersehnte. Er allein ist unser Herr und bestimmt unser künftiges Geschick! Da er mir nicht gestattet, mit Jerome vereint auf Erden zu leben, so werde ich für ihn im Kloster beten. Umarme mich, mein Vater, umarme mich noch einmal; denn bald wirst Du mich nicht mehr sehen!“

„Nein, Johanna,“ rief der Marquis, sie lebhaft an sein Herz pressend, „das wird nicht geschehen! Du in ein Kloster gehen, Du, meine schöne, meine süße Johanna? Und wo soll Deine Keiterkeit bleiben, wenn Du den Schleier nimmst? Wen wirst Du mit Deiner Färllichkeit beglücken? Ah! Du weißt noch nicht, was man alles in der Verschwiegenheit eines Klosters leiden muß!“

„Nein, lieber Vater, aber ich weiß, was man in manchen Ehen leiden muß. —“
„Wie zum Beispiel ich in der meinen, — nicht wahr, das willst Du doch sagen? bemerkte der Greis erbleichend. „Du hast Recht; daran habe ich nicht gedacht. Oh, wenn Du leiden solltest wie ich!“

Dieser Gedanke ließ ihn schauernd zusammenfahren.

„Laß Dich nicht zu einer Ehe zwingen, meine Johanna!“ rief er lebhaft. „Alle ohne Liebe geschlossenen Ehen müssen den gleichen Verlauf nehmen. Du sollst diese Ehe nicht eingehen; ich will es nicht. Ich bin Dein Vater; dieses Recht haben sie mir wenigstens nicht nehmen können. Gegen meinen Willen dürfen sie nicht über Deine Hand verfügen. Du wirst den Grafen nicht heiraten!“

„Trotzdem komme ich, um Ihnen den Kontrakt zur Unterschrift vorzulegen,“ unterbrach ihn in diesem Augenblick eine ruhige, klangvolle Stimme.

Frau von Solange war unbemerkt ins Zimmer getreten und stand, ein Schriftstück in der Hand haltend, dicht vor dem Marquis.

Das junge Mädchen schmiegte sich erschrocken an ihren Vater. Dieser erbehte, sah die Marquise aber ruhig an.

„Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht mehr zu wiederholen, welche Vorteile für die geplante Ehe sprechen,“ sagte sie kalt. „Alle nötigen Vereinbarungen sind getroffen, die Bedingungen sind festgesetzt, und nichts auf der Welt könnte mich vor dem gefaßten Entschluß zurückbringen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie, Marquis, nichts einzuwenden haben gegen die Verwirklichung eines Planes, den Sie selbst gebilligt haben.“

„Meine Zustimmung wird von derjenigen Johanna abhängen,“ erwiderte Herr von Solange zögernd.

„Ihre Zustimmung wird von der meinigen abhängen, Herr von Solange,“ entgegnete die Marquise ungeduldig. „Mein Wille läßt sich nicht durch Launen oder Tränen erschüttern; ich streite nicht, ich will! Also unterschreiben Sie!“

Ihre Stimme klang so unbesugsam und drohend, daß Johanna ängstlich erbehte; der Greis aber blieb ungerührt. Für ihn war jene Stunde gekommen, in der auch das ängstlichste Gemüt, wenn es zum äußersten getrieben wird, zu der Empörung greift, um einen allzu lange ertragenen Druck von sich abzuwerfen. Ohne dem Befehl der Marquise zu gehorchen, nahm er ihr schnell den Kontrakt aus der Hand, zerstückte ihn verächtlich und warf ihn zu Boden.

„Sie sehen wohl, daß ich den Kontrakt nicht unterzeichnen werde, Marquise!“ sagte er in entschlossenem Tone.

Die Marquise erbleichte. Sie sah verumndert auf den Greis und dann auf das Schriftstück, das er mit so verächtlicher Miene fortgeworfen hatte.

„Bedenkt, was Ihr tut, Marquis,“ sagte sie mit bebender Stimme; „man muß Ihren Zustand berücksichtigen und möchte annehmen, daß Sie nicht wissen, was Sie tun; aber überlegen Sie bitte, worum es sich handelt.“

„Ich habe es mir genau überlegt,“ erwiderte der Marquis, „und ich bin nicht geneigt, meine Einwilligung zu dieser Ehe zu geben. Solange es sich nur um mein Glück handelte, dürfte ich nachgeben; aber Johanna gilt mir mehr als ich selbst, Marquise; sie ist das einzige Glück, das Sie mir nicht geraubt haben. Diese Ehe wird nicht gegen ihren Willen geschlossen werden.“

„So werde ich Sie ohne Ihre Einwilligung schließen lassen!“

„Das verbiete ich Ihnen, Marquise. Meine Eigenschaft als Vater verleiht mir eine Autorität, die ich aufrecht zu halten wissen werde. Ohne meine Einwilligung kann nichts geschehen; ich bin hier der Herr, ich bin der Herr, hören Sie, Marquise? Ah! Weil mein Geist ermattet ist in der Einsamkeit, in die Sie mich verbannt haben, weil ich mich so lange habe mit Füssen treten lassen, glauben Sie vielleicht, daß ich überhaupt vergessen habe, welche Rechte mir zustehen? Wenn Sie mich aber weiter unterwürdig haben wollten, so dürften Sie nicht an das Glück dieses Kindes rühren. Sie kam, um sich in meinen Armen auszuweinen und sprach vom Tode und vom Kloster; ihre Tränen haben mir wieder Kraft gegeben! Bisher habe ich still im Verborgenen gelitten; mir war der Schmerz lieber als der Kampf; aber wenn mir auch der Mut fehlte, für mich selbst zu kämpfen, für sie werde ich den Kampf wagen. Bei meinem Seelenheil beschwöre ich Sie, Johanna nicht zu berühren; denn ich bin ihre Stütze, ihr Vormund, und ich werde sie zu verteidigen wissen!“

Vor Erregung zitternd zog er nach diesen Worten das junge Mädchen an seine Brust. Seine weißen Haare schienen sich auf der breiten Stirn zu sträuben. Seine Gestalt richtete sich auf und man hätte glauben mögen, daß eine übermenschliche Kraft diesen gebrochenen Körper neu belebte, und daß die seit langer Zeit darin schlummernde Seele plötzlich wieder zum Leben erwacht sei.

Frau von Solange stand unbeweglich da. Diese Empörung eines Mannes, der sich solange willenslos ihrer Macht unterworfen hatte, war für sie ein Wunder, das sie einen Augenblick aus der Fassung brachte, aber sie erholte sich schnell von ihrem Staunen.

„Nun gut!“ sagte sie unbeirrt mit funkelndem Blick; „so möge denn der Kampf, den Sie herausbeschwören, zwischen uns beginnen. Ich nehme die Forderung an. Bis jetzt glaubte ich, es mit einem kindischen Greise zu tun zu haben; in meiner Güte habe ich einer Puppe die scheinbare Würde eines Familienoberhauptes gelassen; da diese Puppe nun aber rebellisch und gefährlich wird, werde ich ihm diese scheinbare Macht nehmen, die sie mißbrauchen will! Sie nennen sich den Vormund dieses törichten Mädchens, Marquis? Nun, in wenigen Tagen werden Sie selbst einen Vormund haben.“

„D, ich beschwöre Sie, Mutter, was gedenken Sie zu tun!“ rief Johanna mit angstvoll verzweifelnden Händen auf die Marquise zuwendend.

Diese aber stieß sie heftig zurück.

„Laß mich,“ erwiderte sie hart, „Ihr habt den Kampf gewollt, und so werden wir kämpfen! Möge dieser schwache Greis, der so schnell bereit war, sich mit Euren Rechten zu brüsten, auch veruchen, ob es ihm gelingen wird, dieselben zu verteidigen. Wir werden ja sehen, wie er das demütigende Verhör seines Richters bestehen wird. Ich bitte Sie nicht mehr um Ihre Unterschrift, Marquis, ich werde dieselbe nicht mehr brauchen; die Unterschrift eines Unmündigen hat, wie Sie wissen, vor Gericht keine Gültigkeit.“

Je länger Frau von Solange sprach, um so mehr schien die Erregung des Greises zu schwinden. Allmählich erfolgte wieder das Feuer in seinen Augen, sein Antlitz wurde bleich, und schlaff fielen die Arme an seiner Seite herunter; man hätte sagen mögen, daß der Geist dieses Menschen, der sich einen Augenblick lang über sich selbst erhoben hatte, die Stimme seines Herrn wieder erkannte und unmerklich wieder in seinen furchtsamen Gehorsam zurückfiel. Aber bei den letzten Worten der Marquise stieß er einen Schrei des Schreckens aus.

„Mich für unmündig erklären!“ stammelte er.

„Ich will nichts wissen von Richtern! Ich sollte mich wie ein Verbrecher verhalten lassen? Nein, nein! Ich

werde ihnen nicht Rede stehen! Sie dürfen das nicht tun, . . . ich beschwöre Sie, Marquise, bei Ihrer Ehre! Seien Sie barmherzig! . . . Unmündig! . . . Nein, lieber will ich sterben! Nehmt mir lieber das Leben, Marquise!“

Tränen erstickten seine Stimme; tastend suchte er seinen Sessel und ließ sich schwankend in denselben niederfallen.

„Vater, o mein Vater!“ rief Johanna, ihn mit ihren Armen auffangend.

„Nicht unmündig erklären! Keine Richter!“ stammelte der Greis.

Und er verlor die Besinnung.

V.

Acht Tage waren seitdem verfloßen und in der Villa des Herrn von Solange schien alles wieder zur Ruhe gekommen zu sein; nur haßte dieser Ruhe etwas Düsteres an. Seit jener Szene, über die wir soeben berichteten, hatte sich überall das Gerücht verbreitet, der Marquis sei wahnsinnig geworden, ohne daß man Beweise dafür bringen konnte, denn die Marquise hatte die Bedienten aller Dienstleistungen entlassen, die sie in die Gemächer des armen Greises hätten führen können, und auf das strengste befohlen, daß man jedes Geräusch von dort fern halten sollte. Alles Leben schien plötzlich aus jenem Flügel des Hauses gestoben zu sein, und wenn man die verschlossenen Türen die sorgfältig zugezogenen Fensterhänge sah, durch die der matte Lichtschein einer Lampe hindurchdrang, so hätte man glauben mögen, man habe in diesen Gemächern eine Leiche aufgebahrt.

Die Verbote der Marquise erstreckten sich selbst auf Johanna; alle Bitten des jungen Mädchens, ihren Vater besuchen zu dürfen, waren vergebens gewesen.

Da sie sich so ihrer einzigen Stütze und des letzten ihr bleibenden Trostes beraubt sah, hatte das junge Mädchen die letzten Tage nur in Tränen verbracht. Zu dem Schmerz, den sie über diese Abschließung ihres Vaters empfand, die verurteilt zu haben, sie sich beschuldigte, gestellte sich noch die furchtbare Dual einer hoffnungslosen Liebe. Wo war Jerome, und welches war der Inhalt des Briefes gewesen, der der Marquise in die Hände gefallen war? Hatte sie herausbekommen, wer der Schreiber dieses Briefes war? Und verfolgte sie ihn vielleicht mit ihrem Haß? Was würde er davon denken, daß sie ihm nicht antwortete? Vielleicht zeigte er sie der Undankbarkeit und Treulosigkeit und faßte irgend einen verzweifelten Entschluß. Und gab es denn keine Möglichkeit, ihn zu benachrichtigen? Vergebens rief das junge Mädchen alles zu Hilfe, was Schmerz und Liebe erfinden können; die stumme Wachsamkeit ihrer Mutter umspann sie wie mit einem unzerbrechlichen Netze. Ueberall stieß ihr Geist auf hindernde Schranken.

Allmählich versiel sie in furchtbare Verzweiflung. Durch langes Leiden besiegt, wollte sie beinahe schon diese Liebe bereuen, die so lange wie eine glänzende Sonne in ihrem Innern geleuchtet hatte; sie flehte zu Gott, er möge sie in die Nacht der kalten und bösen Menschen verlosen, da deren Herzen allein nicht vom Leid gebrochen würden.

Dieser Verzweiflung folgte eine dumpfe Niedergeschlagenheit! Sie gab den Kampf auf und in einen tiefen Abgrund des Schmerzes versinkend, bat sie Gott nur noch um die Gnade, sterben zu dürfen.

Frau von Solange hatte mit neugierigem Auge alle Regungen dieser verfürzten Seele beobachtet, wie der Arzt die Krise in dem Zustande eines Kranken verfolgt, um daraus Nutzen zu ziehen. Die Verwirklichung der Entmündigung, mit der sie den Marquis bedroht hatte, bot zu viel Anlaß, allerlei Skandal und Gefahren herauf zu beschwören, als daß sie länger daran festhielt. Einen Dritten zu Hilfe zu rufen, hieß sich der Gefahr aussetzen, sich diesen Dritten zum Herrn oder Feinde zu machen. So zog sie es vor, in aller Stille zu handeln, den Widerstand von Vater und Tochter zu brechen, indem sie ihre gegenfeitige Liebe als Waffe gegen sie gebrauchte, und es endlich dahin zu bringen, daß Johanna willenlos und fast ergebungsvoll auf ihr Glück verzichtete.

Aber sie sah ein, daß sie zu diesem Zwecke bei den jungen Mädchen zunächst jede Lust am Leben mit m u

mußte, indem sie ihr alle Hoffnung raubte, um endlich die Gleichgültigkeit gegen das eigene Selbst zu benutzen, das jedes große Leid mit sich bringt. Sie wußte nur zu wohl, wie leicht der Verzweiflung die Selbstverleugnung wird, und wie schnell uns die erste Heftigkeit des Schmerzes zur Ergebung treibt.

Die Umstände unterstützten sie ganz nach Wunsch bei der Verwirklichung ihrer Pläne. Eines Morgens wurde Johanna zu ihrer Mutter berufen. Die Marquise, die in der Bibliothek mit Meister Durocher verhandelte, forderte das junge Mädchen auf, in ihr Zimmer hinüberzugehen und sie dort zu erwarten. Diese gehorchte; aber der Anblick des Notars hatte sie in heftige Aufregung gebracht; sie konnte sich wohl denken, daß die Marquise ihn zu sich gerufen hatte, um mit ihm über die für sie geplante Heirat zu sprechen, obwohl sie ihr gegenüber acht Tage lang nichts mehr davon erwähnt hatte, und daß in dieser Verhandlung wahrscheinlich ihr Schicksal bestimmt werden würde. Von neugieriger Unruhe getrieben schlich sie sich leise hinter die Portiere, die das Zimmer von der Bibliothek trennte, und lauschte.

Anfänglich konnte sie nur einige zusammenhanglose Worte verstehen, und sie wollte sich schon zurückziehen, als sie bemerkte, daß Meister Durocher sich erhoben hatte. Die Marquise geleitete ihn zur Türe und beide näherten sich ihrem Kauscheposten.

„Also wohl verstanden, Meister Durocher,“ sagte Frau von Solange, „Ihr werdet die Eintreibung der fünfzigtausend Pfund, die ich Herrn von Lanoy bewillige, beschleunigen.“

„Ich werde mein Möglichstes tun,“ erwiderte Meister Durocher.

„Und Ihr werdet mir von Eueren Erfolgen Nachricht geben.“

„Ich verspreche es Ihnen, Frau Marquise.“ Sie gingen jetzt beide an der Portiere vorüber; die Marquise blieb stehen.

„Und wie sieht es übrigens,“ sagte sie lächelnd, „mit dieser Unmenge von Ansprüchen aus alter Zeit, mit denen man mich in letzter Zeit aus der Provinz überschneemtet hat?“

„Ich muß sie erst noch prüfen,“ antwortete der Notar; „aber es fehlt mir dazu an Zeit.“

„Warum betraut Ihr nicht Eueren Schreiber mit dieser Arbeit? Ihr habt doch so tüchtige junge Leute.“

„Ich hatte allerdings einen überaus tüchtigen Schreiber,“ antwortete Durocher kopfschüttelnd; „ich habe ihn früher schon öfter der Frau Marquise geschickt.“

„So schickt ihn mir noch einmal.“

„Wollte Gott, ich könnte es, Frau Marquise! Aber Jerome Bouwart ist nicht mehr in meinen Diensten!“

„Und warum nicht?“

„Ich habe ihn wahrscheinlich infolge einer unglücklichen Liebe verloren.“

„Und Ihr kennt den Gegenstand derselben?“ unterbrach Frau von Solange ihn schnell.

„Nein, Frau Marquise, aber ich habe deren traurige Folgen gesehen. Seit fast zwei Monaten war Jerome von Tag zu Tag finsterner geworden, und bisweilen äußerte er düstere Worte der Verzweiflung, bis er endlich...“

„Bis er endlich?“

„Bis er vor acht Tagen plötzlich verschwand.“

„Und Ihr wißt nicht, was aus ihm geworden ist?“

„Ich fürchte im Gegenteil, es zu wissen. Da ich vermutete, daß er irgend einen verzweifelten Schritt getan, habe ich überall Nachforschungen angestellt, und so erfuhr ich von einigen Schiffen, daß man einen jungen Mann im Alter und von dem Äußeren Jeromes an demselben Abend auf der Brücke de la Dournelle gesehen habe.“

„Ist es möglich?“

„Sie wollen gesehen haben, wie er anscheinend in größter Verzweiflung bis tief in die Nacht hinein auf der Brücke hin und her lief.“

„Und dann?“

„Und dann, Frau Marquise, glauben sie gehört zu haben, wie ein Körper in das Wasser fiel.“

Ein herzzerreißender, halb unterdrückter Schrei

unterbrach in diesem Augenblick Meister Durocher; erstaunt wandte er sich um und blickte Frau von Solange an. Diese aber tat, als habe sie nichts gehört — ruhig öffnete sie dem Meister die Türe, die von der Bibliothek in den Flur hinausführte.

„So werde ich warten, bis Ihr einen Ersatz für diesen jungen Mann gefunden habt,“ sagte sie ruhig lächelnd. „Auf Wiedersehen, Meister, und gebt Euch wohl!“

Der Notar entfernte sich.

Kaum waren seine Schritte im Korridor verklungen, so eilte Frau von Solange in ihr Zimmer, wo sie, als sie den Vorhang zur Seite schob, Johanna regungslos am Boden liegen sah.

Der Schmerz, in den das junge Mädchen versiel, nachdem sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, führte ein heftiges Fieber herbei, das selbst die Marquise erschreckte. Die allen zärtlichen Gefühlen unzugängliche Frau hatte nicht ahnen können, wie stark der Schlag war, den sie ihr versetzt hatte; jetzt erkannte sie dessen Heftigkeit und war tief ergriffen, nicht von Neue sondern von Sorge. Mit Johanna würde die letzte Hoffnung ihres Stolzes, sich hoch empor zu schwingen, ihr genommen werden. Das Leben Johannas erschien ihr nun kostbarer, als selbst das ihre, und dieser vom Tode bedrohte Ehrgeiz hatte auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit mit der Angst der Mutterliebe. Die ehrgeizige Frau vergoß Tränen, wie eine zärtliche Mutter sie nicht heißer weinen kann. Am Bette ihrer Tochter sitzend beobachtete sie deren Bewegungen, lauschte ihrem Atem und erforschte selbst den leisesten Wechsel der Farben auf ihrer glühenden Stirne. Die Kunst der Ärzte wurde im vollsten Maße zu Hilfe gerufen, alle Sorgfalt wurde angewandt. Endlich siegte die Natur doch über das heftige Leid.

Johanna genas wieder.

Solange der Zustand ihrer Tochter sie beunruhigte, hatte Frau von Solange mit aller Vorsicht alles vermieden, was das unglückliche Mädchen an die geplante Heirat erinnern konnte; sobald ihre Sorge aber geschwunden war, dachte die Marquise nur noch an eine möglichst schnelle Verwirklichung ihres Planes. Wie ein zum Tode Verurteilter, den man von der ihn verzehrenden Krankheit zu heilen sucht, nur um ihn dem Beile des Scharfrichters zu überliefern, so kehrte Johanna wieder zum Leben zurück, um neue Qualen zu erdulden. Die Rückkehr des Grafen Lanoy, den seine Geschäfte nach Burgund geführt hatten, stand nahe bevor, und dann mußte sie bereit sein zu gehorchen. Frau von Solange bot alle ihre Willenskraft auf, um die ermattete Seele des jungen Mädchens zur Ergebung zu zwingen. (Schluß folgt.)

Jugendtorheit.

Novelle von Adele Reuter.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Willst Du uns nicht ein Liedchen singen, Gabriele?“ bat Rudolf als sie das Speisezimmer wieder verlassen hatten.

„Ach, ich habe nichts neues zugelehrt, seit Du fortgingst.“ Gabriele liebte es, sich bitten zu lassen. „Und die altbekanntesten Lieder werden Dir gewiß langweilig sein.“

„Im Gegenteil, singe mir eins dieser alten Lieder; die sind mir gerade die liebsten. Singe mir das Lied: „Du sollst das Glück mir nicht zerstören.“ Das ist mein Lieblingslied, Gabriele.“

Ein leise spöttisches Lächeln kränzelte die Lippen des jungen Mädchens, während sie an den Flügel trat und das Notenheft aufschlug. Rudolf lehnte am Fenster, um heimlich zu ihr hinüber sehen zu können. Andächtig lauschte er dem Liede, das Gabriele mit jugendlich frischer und anmutiger Stimme aber ohne Leidenschaftlichkeit und Wärme vortrug:

„Du sollst das Glück mir nicht zerstören, Das unbenutzt Du selber bist; Ich will von Dir das Wort nicht hören, Das nicht die Liebe selber ist.“

Und irrte mein Herz, so laß es irren, Es findet seine Heimat doch, Und kann durch dieses Lebens Wirren Trost finden, denn es liebet noch.“

Für seinen Irrtum büßt es nimmer Denn hat es nicht gebüßt genug? Das Mondlicht ist nur Sonnenzimmer, Und doch erfreut uns dieser Trug.“ (Gallertleben.)

Als Gabriele den Flügel schloß feußte Rudolf schwer und schmerzlich, als erwachte er aus weltfernen Träumen.

„D wie sentimental!“ spottete das junge Mädchen, von ihrem Sitze aufspringend. „Solche Lieder mag ich nicht leiden. Da lobe ich mir doch ein frisches, frohes Wanderlied oder ein Mailied, wie das von Goethe:“

„Wie herrlich leuchtet Mir die Natur! Wie glänzt die Sonne! Wie lacht die Flur! Es dringen Blüten Aus jedem Zweig Und tauend Stimmen Aus dem Gebüsch. Und Freud' und Wonne Aus jeder Brust O Erd', o Sonne! O Glück! o Lust!“

In übersprudelnder Lebensfreude jubelte Gabriele diese Worte höchster Glückseligkeit aus der jungen Brust, während sie leichtfüßig auf die Veranda hinauseilte. Rudolf folgte ihr dorthin und über das eiserne Gitter gelehnt, schauten die beiden jungen Leute über den stillen Garten hinüber auf den vom silbernen Glanze des Mondes übergoßenen See.

„Gabriele,“ begann der junge Seemann nach kurzem Schweigen, „wenn ich nun fort muß — und jeden Tag kann ich die Nachricht erwarten, daß unser Schiff wieder in See geht, da der plötzliche Ausbruch des Krieges in China das Programm unserer Fahrten wohl über den Haufen werfen wird — so wirst Du mir doch wohl wieder einmal schreiben? Es war doch nicht Dein Ernst, was Du vorhin darüber sagtest?“

„Was kann Dir daran liegen, ob Du diesen einen Brief im Jahre von mir erhältst oder nicht?“

„O sehr viel! Und darf auch ich Dir schreiben?“

Sie zögerte. Er verfuhrte in dem Inständigst vergebens, den Ausdruck ihrer Züge zu erpähen.

„Oder bin ich Dir etwa gleichgültig geworden, Gabriele?“

Auf diese direkte Frage war das junge Mädchen scheinbar nicht vorbereitet gewesen.

„D, ich habe Dich gern, Rudolf, das weißt Du ja,“ entgegnete sie halb ausweichend, dann verstummte sie verlegen.

„Ja, so sagtest Du mir auch vor einem Jahre.“

„Oh, damals war ich sehr töricht! Ich sagte weit mehr, als ich wirklich meinte.“

„Als Du mir sagtest, Du habest mich lieb? Meinstest Du das etwa auch nicht aufrichtig, Gabriele?“

Sie schmiegte verlegen. Die weissen Spitzen ihres Ärmels berührten seine von der Sonne gebräunte Hand. Dann meinte sie zögernd:

„Wir waren doch beide noch so jung, Rudolf. Es war doch alles nur Scherz.“

„Scherz!“ rief er erstaunt. „Bei Gott, ich hielt es nicht für Scherz, Gabriele! Und heute sind wir beide doch um ein Jahr älter. Heute können wir doch schon wissen, was wir wollen!“

„D laß uns, bitte, nicht streiten,“ erwiderte Gabriele und sah ihm forschend in das ernste Gesicht. Der durch das Fenster fallende Schein der Gaslampe im Musikzimmer lag jetzt, da er sich in seiner Erregung heftig aufgerichtet hatte, voll auf dem Antlitz des jungen Mannes, und zeigte den schmerzlichen Ausdruck seiner Züge. Da leuchtete auch in Gabriels Augen für einen kurzen Augenblick ein wärmerer Schein auf.

„Gott weiß, daß ich nicht mit Dir streiten möchte, mein liebes Mädchen! Aber ich möchte doch wissen, woran ich mit Dir bin.“

„So möchte ich Dich bitten, daß Du mich zu vergessen suchst. Wir sind wirklich beide noch viel zu jung, um uns jetzt schon fest zu binden.“

„Und willst auch Du, Gabriele, mich zu vergessen suchen?“

„Ja, ich will es!“ antwortete sie ebenso fest und küß, wie er leidenschaftlich und aufgeregter war.

„Das wirst Du nicht können, Gabriele!“ rief er ungestüm und einer stürmischen Regung seines Herzens folgend, zog er sie schnell in seine Arme. „Du willst es mir nur nicht sagen, daß Du mich lieb hast. Hier an dieser selben Stelle aber hast Du es mir im vorigen Jahre gestanden, und ich kann nicht glauben, daß ein junges Mädchen so unbeständig sein könnte in seiner Liebe!“

Und nun ließ sie es sich ruhig gefallen, daß seine Arme sie umschloffen, so dicht, daß einer der Knöpfe an seiner Uniform sich in ihren braunen Locken verwickelte. Aber sie sagte kein Wort.

„Darf ich mir nun den Kuß nehmen, um den ich Dich bat, mein süßer Liebling?“

Schweigend lehnte sie den Kopf an seine Schulter. Sie liebte diesen zärtlich bittenden Ton seiner Stimme. War es aber die Liebe, die ihr zu schweigen gebot, oder nur die Eitelkeit des jungen Mädchens?

Er aber beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, nicht heiß und stürmisch, sondern innig und in heiliger Verehrung. So hatte er es sich wohl hismälen geträumt, wenn er in langen Nächten auf Deck gewacht und schwärmerisch hinauf geschaut hatte zu dem sternüberlachten Firmament.

Sie hörte sein Herz schlagen in seliger Luft, aber das ihre pochte ruhig und gleichmäßig, als sei nichts geschehen. Sie war ja nicht fest mit ihm verlobt, und er konnte nicht erlangen, daß sie warten sollte, bis er in der Lage wäre, ein Mädchen an sich zu fesseln. Der junge mittellose Fähnrich zur See konnte doch nicht darauf rechnen, die Einwilligung ihres Vaters zu erlangen. Wenn er so töricht war, sich solche Lustschlösser zu bauen, so konnte sie doch nichts dafür. Aber es war anständig, sich so geliebt zu sehen, und warum sollte sie sich seine Huldigungen nicht gefallen lassen?

„Ich wußte, daß Du mir treu bleibst, Gabriele,“ flüsterete er selig lächelnd.

„Weißt Du das denn nun so bestimmt?“ entgegnete sie, sich aus seinen Armen befreiend.

„Aber Du darfst mich nicht mehr foltern,“ fuhr er fort, ihre zweideutige Frage ganz überhörend.

„Willst Du nun am Donnerstag Abend auch kommen?“ frug Gabriele, als er sich bald darauf von ihr verabschiedete.

„Ja, ich komme,“ versprach der junge Mann mit hoffnungsfroher Miene, obwohl eine innere Stimme ihm sagte, daß er lieber fortbleiben sollte.

II.

„Nun, bist Du befriedigt Gabriele?“

Herr Sarnow stand auf der Schwelle des Speisenzimmers, von wo aus er seit geschäftig hin und her eilendes Töchterchen eine Weile schweigend beobachtet hatte. Wie anmutig war die Erscheinung des jungen Mädchens, wie es so mit leichter Hand Blumen und Früchte in die verschiedenen Schalen ordnete und die weißgedeckte Tafel mit zierlichen Ranken und Blüten bestreute.

„Ist es nicht hübsch so, lieber Vater? Und Du bist mir doch nicht böse, daß ich so unter Deinen Blumen im Garten geräubert habe? Es ist heute ja mein Geburtstag? Da darf ich doch tun, was ich will.“

„Das tust Du sonst doch auch,“ entgegnete der liebende Vater dem schelmisch lächelnden Mädchen. „Aber wo und wann trinken wir heute den Kaffee, mein gnädiges Fräulein? Ich meine, es wäre wohl an der Zeit.“

„Ich habe den Kaffeeschiff auf der Veranda zu recht machen lassen. Es ist ja so schönes Wetter, und ich weiß, Du fühlst Dich auch da beaglich und zürnt mir nicht deshalb.“

„Worans willst Du das schließen, Du loser Schelm?“ fragte der alte Herr zärtlich neckend.

„Ich kenne doch mein Väterchen,“ entgegnete Gabriele, ihren Arm in den seinen legend. Mit schmeichelnden Worte zog sie ihn auf die Baranda hinaus.

„Wie viele Herzen wirst Du heute Abend wieder brechen, Gabriele?“ meinte der Bankier, nachdem er sich in seinem Rohrstuhl bequem gemacht hatte.

„Ich will ja niemandem das Herz brechen, ich will mich nur amüsieren,“ erwiderte Gabriele lachend. „Ich befürchte aber, daß beides bei Dir ein und daselbe ist,“ seufzte der Bankier mit leicht traurigem Lächeln.

„Wird Rudolf Hammer denn auch kommen?“ „Er versprach es mir,“ antwortete Gabriele leicht erröthend.

„Aber Du willst ihn doch hoffentlich nicht noch verliebter machen?“

„Wenn er selbst vernünftig ist, gewiß nicht.“

„Gabriele, Du meinst es doch wohl auch ernst mit dem jungen Hammer?“ Der Bankier legte seine Hand auf Gabriels Arm und blickte ihr forschend ins Gesicht.

„Halte ihn nicht zum Narren, er ist mir zu schade dafür. Er ist seiner Mutter ein so guter Sohn und überhaupt ein so lieber, grundbraver Junge, daß man alle Achtung vor ihm haben muß. Spiele mit anderen, wenn Du nicht anders kannst, aber nicht mit Rudolf Hammer.“

„Was kann ich dafür, wenn er so unvernünftig ist,“ entgegnete Gabriele ein wenig verdrießlich. Sie hielt ihr Vater da sagte, paßte ihr nicht ganz. Sie hielt es für ihr gutes Vorrecht, mit Rudolf ihr Spiel treiben zu dürfen.

„Willst Du es mir versprechen?“ fragte Bankier Sarnow in ernstem Tone.

„Gewiß, ich verpönde es Dir,“ antwortete Gabriele leichthin, und für den Augenblick war sie auch, so weit sie überhaupt darüber nachdachte, gesonnen, ihr Wort zu halten.

„Sein Vater war einst mein bester Freund; wir besuchten die gleiche Schule und traten zu gleicher Zeit bei Broos und Hartfeld in die Lehre. Er mußte so früh dahin, und legte es mir noch kurz vor seinem Tode ans Herz, mich seiner Frau und seines Junaes anzunehmen.“

„Du bist mir doch nicht böse, Papa, nicht wahr?“ fragte Gabriele mit schmeichelnden Liebfosungen.

„Heute an meinem Geburtstag?“

„O nein, mein Kind! Ich will Dir Deine Freude nicht stören,“ antwortete der alte Herr, seinem Liebling die wirren Locken aus der Stirne streichend. „Aber vergiß mir Dein Versprechen nicht! Rudolf Hammer ist mir wert und teuer um seines Vaters und seiner selbst willen, und ich möchte nicht, daß Du ihm mit Deinen schönen Augen das Leben zerstörst. Aber nun wird es wohl Zeit, daß wir uns anziehen, mein Kind.“

Vater und Tochter zogen sich beide in ihre Gemächer zurück und Gabriele schlüpfte in das duftige Spizengewand mit dem Unterleibe aus rosa Seide, das ihr die Dienerin schon bereit gelegt hatte.

Die treue Brigitte, die sich nun mit liebevollem Eifer bemühte, ihre junge Herrin zu schmücken, war einst als Amme in das Haus des Bankiers gekommen. Da Gabriels Eltern sie als überaus treu, zuverlässig und anhänglich erkannten, bezielten sie das Mädchen auch später zur Pflege ihres Töchterchens in ihrem Hause und nun verrichtete sie bei ihrer jungen Herrin die Dienste einer Zofe.

Eine Stunde später empfing Gabriele in dem hell erleuchteten Salon ihre jungen Gäste mit reizender Anmut und Würde. Als einer der Letzten war auch Rudolf Hammer erschienen, da er nicht tanzte, hatte er es nicht so eilig gehabt; denn er wußte ja nur zu gut, daß Gabriele an diesem Abend nicht viel Zeit für ihn übrig haben würde. Nun stand er in einer Ecke des Saales und betrachtete das schöne Mädchen, wie sie sich grazios im Tanze drehte und mit leicht geöffneten Lippen lächelnd zu ihrem Tänzer aufblühte, einem großen, schlanken Gardeoffizier mit dunklem Haar und jedem schwarzen Schnurrbart.

„Wer ist jener Offizier, mit dem Fräulein Sarnow jetzt gerade tanzt?“ fragte Rudolf einen neben ihm stehenden jungen Mann, der ebenfalls das schöne Paar mit eiferächtigen Blicken verfolgte.

„Es ist der Baron Prittwitz, ein unaussprechlich aufgeblasener Mensch, arm, aber von altem Adel, und wie es scheint, der neuste Stern in Fräulein Sarnows Gefolge. Er tanzt schon den vierten Tanz mit ihr.“

„Wirklich?“ entgegnete Rudolf scheinbar gleichgiltig. Aber auch er hatte die Tänze wohl gezählt. Wie schmerzte ihm jedes Wort, das der andere ihm gesagt hatte. Mit brennendem Blick hingen seine Augen an der Gestalt des geliebten Mädchens, das so leichtfüßig dahinschwabte im Arme jenes Offiziers, dessen feierliche Miene ihm verriet, daß er mit seinen Erfolgen zurieden war. Noch nie war ihm Gabriele so schön erschienen. In dem zarten Spizengewand, mit der lieblichen Note auf den Wangen und dem weichen welligen Haar, war sie so liebreizend, daß er es kaum begreifen konnte, wie er vor wenigen Tagen noch den Mut gefunden hatte, sie in seine Arme zu schließen und ihr die lieblichen roten Lippen zu küssen. Aber hatte sie es nicht zugelassen? Ja, im vorigen Jahre hatte sie sogar seine Liebfosungen noch erwidert. Heute aber, wo sie von allen bewundert und umschmeichelt wurde, schenkte sie ihm nicht einen einzigen Blick.

Jetzt führte Baron Prittwitz seine schöne Tänzerin zu ihrem Sitze zurück, aber er blieb hinter ihrem Stuhle stehen und neigte sich flüsternd zu ihr nieder. Gabriele lautete so aufmerksam auf seine Worte, daß sie alles um sich her zu verassen schien. In qualender Eiferfucht beobachtete Rudolf aus seiner entlegenen Ecke die beiden in ihrem immer vertraulicher werdenden Verkehr, und verglich sich im Bewußtsein seiner eigenen Ungeschicklichkeit mit jenem glänzenden Rivalen. Aber wenn Gabriele die war, für die er sie hielt, so würde sie sich nicht vom äußeren Scheine verführen lassen und ihm einen anderen vorziehen, nur weil er nicht so schneidig und redegewandt war und am Tanzen keinen Gefallen fand.

Aber Gabriele überfah ihn andauernd; ja, sie suchte sich sogar jeder Begegnung mit ihm zu entziehen, um sich von Baron Prittwitz den Hof machen zu lassen. Der Verkehr der beiden nahm allmählich einen Charakter an, der Rudolf beunruhigte. Der Baron schien mehr als ein bloßes Hofmädchen zu beabsichtigen, und Gabriele ließ sich mit triumphirender Miene seine Huldigungen gefallen. Einmal fand Rudolf die beiden sogar, wie sie allein in einem entlegenen Zimmer in einer Fensternische standen. Da verwandelte sich sein ohnmächtiger Schmerz in die helle Wut der Eiferfucht, und er verfolgte Gabriele so lange, bis es ihm gelang, sie allein in einem der Nebenzimmer zu überfallen.

„Was beabsichtigst Du damit,“ sagte er, sie am Handgelenk fassend in aufgeregtem Tone, „damit, daß Du diesen Baron Prittwitz so ermutigst? Die ganze Gesellschaft spricht schon darüber.“

„Bist Du berührt, Nebenschaft über mein Tun und Lassen von mir zu verlangen?“

„Allerdings fühle ich mich dazu berechtigt, und Du selbst hast mir dieses Recht gegeben.“

„Das bestreite ich!“ entgegnete das junge Mädchen ärgerlich. „Ich kann tun und lassen, was ich will. Und nun laß mich los!“

„Du sollst nicht mit mir Dein Spiel treiben, Gabriele!“ erwiderte Rudolf ruhig, noch immer mit festem Griff ihr Handgelenk umspannend. „Ich habe Dir das schon einmal gesagt, und ich wiederhole es jetzt zum letzten Male. Wenn Du diesen Baron noch länger begünstigst, verlasse ich dieses Haus auf immerwiedersehen.“

„Dann wäre ich ja von Dir befreit!“ entgegnete sie spöttisch lachend, obgleich ihr junges Herz in demselben Augenblick zum ersten Male heimlich suchte in bangem Weh. Als sie dann dem ersten, entschlossenen Blick seiner Augen begegnete, suchte sie ihn in sanftem Tone zu beruhigen.

„Warum regst Du Dich nur so auf, Rudolf? Glaubst Du denn wirklich, daß ich mir aus diesem Baron Prittwitz etwas mache?“

„Ich hätte allerdings nie gedacht, daß ein so eingebildeter Seck solchen Eindruck auf Dich machen könnte. Aber Du hast Dein möglichstes getan, mich davon zu überzeugen,“ antwortete Rudolf ruhiger werdend.

„Er ist sehr unterhaltend — nicht so ein langweiliger Mensch wie Du!“

„Vergleiche uns beide nicht mit einander!“ unterbrach Rudolf sie verächtlich. „Weißt Du denn nicht,

daß meine treue Liebe Dir mehr wert sein müßte, als alle Schneidigkeit dieses Barons?"

Verwundert blickte sie zu ihm auf. Er erschien ihr auf einmal so viel bedeutender und älter. Aber plötzlich, da er ihre Hand losgelassen hatte, zog es sie doch wieder mit aller Gewalt in den Tanzsaal zurück.

„Komm mit,“ bat sie, ihn bei der Hand fassend. „Sei wieder gut und komm in den Tanzsaal zurück! Da sind so viele junge Mädchen, mit denen Du plaudern könntest, wenn Du auch nicht tanzen willst.“

„Ich bin nicht dazu aufgelegt. Ueberhaupt hätte ich besser daran getan, diesem Feste fern zu bleiben, wo mir nur Dual beschieden ist.“

„Nun Du aber einmal hier bist, darfst Du Dich nicht Deinen Launen überlassen.“

„Launen! O — wäre es doch nur eine Laune! Aber meinen Augen muß ich doch glauben! Willst Du mir denn nicht versprechen, Gabriele, die Liebeslei mit diesem Baron zu unterlassen?“

„Meinetwegen will ich es Dir versprechen um des lieben Friedens willen.“

Aber Gabriele sagte diese Worte so leicht hin, ohne darüber nachzudenken, was sie wohl bedeuteten.

Wenn sie aber auch daran gedacht hätte, ihr Versprechen ernst zu nehmen, so hatte sie ohne den Baron Brittwitz gerechnet. Dieser hatte sie inzwischen überall gesucht und begegnete ihr nun auf der Schwelle des abgelegenen Zimmers. Sie leicht vor Rudolf vernetzend entfuhrte er mit triumphierenden, ja fast höhnischem Lächeln Gabriele dem jungen Mann, der mit eiferfüchtigen Blicken dem schönen Paare nachsah. In der Gesellschaft ihres glänzenden Tänzers hatte Gabriele bald das gegebene Versprechen vergessen; nicht mit einem einzigen Gedanken kehrte sie zu Rudolf zurück, und so sah sie auch nicht mit wie finsterner Miene der junge Marineleutnant sie beobachtete.

Die Quadrille hatte ihr Ende erreicht. Die jungen Paare gingen in den Garten hinaus, um sich in der milden Frühlingsluft auszuruhen. Fast betäubend war der Duft des Fliederzweiges, dessen schwere blütenbeladene Zweige tief auf die Erde herabhingen. Als die plaudernden und lachenden jungen Menschenkinder in die stille Ruhe des Gartens hinaus traten, verstumte die Nachtigall, die eben noch in einem der Fliederbüsche ihre schwermütigen Weisen gesungen hatte. Auf der in dem Gezwieg dieses Büsches versteckten Bank hatte Rudolf die letzte Viertelstunde verträumt und mit qualvoll zuckendem Herzen dem Gesange des Vogels gelauscht, der das Weh der Menschen so gut in ergreifende Töne zu übersetzen mußte. Kannte auch sein kleines Herz das Leid der Liebe; wußte er, wie weh' es tut, wenn ein geliebter Mensch achlos unser Herz zertritt? Aber Gabriele verdiente es ja garnicht, daß er um sie trauerte. Er sollte viel zu stolz sein, um auch nur eine Träne um sie zu vergießen.

Da kam ein junges Paar Arm in Arm langsam den stillen Weg herunter, das leichte Spitzengewand streifte Rudolfs Fuß, und er hörte, wie der junge

Offizier Gabriele's Worte der Liebe ins Ohr flüsterte, denen diese mit heißem Erröten aber nicht unwillig lauschte. Rudolf sprang auf; er griff nach der Waffe, als wollte er den dreisten Nebenbuhler niederstechen, aber in demselben Augenblick gebot sein klarer, besonnener Geist der allzu raschen Hand; er wandte sich und ging. Wie konnte er jenen Mann dafür tadeln, daß er das zu erobern suchte, was ihm so leicht erreichbar schien? War Gabriele nicht allein die Schuldige und verdiente sie es wirklich, daß er ihr noch einen Gedanken schenke?

„Willst Du schon gehen, Rudolf?“ Gabriele hatte sich mit einer kurzen Entschuldigung von dem Baron getrennt und holte Rudolf nun auf der Treppe ein.

Ich möchte Dir nur wünschen, daß Dir selbst niemals ähnliche Qualen beschieden sein mögen, wie Du sie mir heute Abend bereitet hast. Ich habe Dich genug gewarnt. Nun lebe wohl für immer!“

„Geh' nicht so von mir, Rudolf“, flehte Gabriele ängstlich. Nur war sie ganz von dem Ernste dieses Augenblicks überzeugt.

Rudolf wandte sich von ihr. „Nein, es muß sein, und vielleicht ist es besser so für mich und für Dich. Lebe wohl!“

Er reichte ihr nicht die Hand, obwohl sie es gehofft und erwartet hatt. Leise schluchzend legte sie den Kopf auf das Geländer. Rudolf aber blieb tapfer und ging, ohne ihren augenscheinlichen Schmerz zu beachten, der Türe zu. Gleich darauf fiel die schwere eiserne Pforte ins Schloß.

Zu den Kämpfen der Engländer am Tibet.



Die Tibetaner verteidigen ihre Engpässe durch „Felsenstendern“.

„Willst Du schon gehen, Rudolf?“ fragte sie atemlos, sich an das Treppengeländer lehnd.

„Was soll ich noch hier? Gute Nacht und — lebe wohl!“

„Willst Du wirklich gehen? O, Du hast mir die ganze Freude verborben!“

Schluchzend barg das junge Mädchen den Kopf in die Hände; aber die entschlossene Miene des jungen Mannes verriet, daß er sich nicht durch diese augenblickliche milde Regung weicher stimmen ließ.

„Ich bin kein törichtes Kind, Gabriele, und kann Dein herzloses Spiel nicht länger ertragen.“

„Warum bist Du nicht vernünftig und fröhlich wie andere Menschen?“

„Weil ich nun einmal anders geartet bin. Und wenn ich Dir so nicht gefalle, so ist es besser, wir scheiden. Das aber merke Dir, Gabriele: es gibt Dinge, die kein Mann ruhig über sich ergehen läßt!“

III.

„S. M. Schiff Kondor hat am Dienstag den 20. Juni Bremerhaven verlassen und ist nach Kantschau in See gegangen.“

Diese Notiz las Bankier Sarnow acht Tage später aus der Vorlesung vor.

„Der Kondor! Das ist doch wohl das Schiff, auf dem Rudolf Hammer seine letzte Reise machte, Gabriele?“ fragte der Bankier seine ihm gegenüberstehende Tochter.

Gabriele ließ den Brief aus der Hand sinken, in dessen Letztzeile sie gerade vertieft war. Eine verräterische Röte floß über ihre Wangen. „Ja er ist auf dem Kondor. Er hatte schon vergangene Woche täglich den Befehl erwartet, nach Bremerhaven zurückkehren zu müssen.“

„Das ist eine große Auszeichnung für sein Schiff. Der Kondor wird doch höchst wahrscheinlich am Kriege teilnehmen, und Rudolf wird Gelegenheit haben, seine Tüchtigkeit zu zeigen.“

Gabriele blickte schweigend in den Garten hinaus und über den blinkenden See, auf dem die sinken Boote hin- und herglitten. Ein kühle, taufriiche Lust strömte ihr entgegen, denn es war noch früh am Morgen.

„Hast Du neulich Streit gehabt mit Rudolf, liebes Kind?“ fragte Gabriels Vater, ihr die Kaffeetasse hinreichend.

„Er war sehr schlecht gelaunt,“ antwortete das junge Mädchen mit abgewandtem Gesicht.

„Ich habe es auch bemerkt, hoffentlich hast Du ihn nicht gekränkt, Gabriele. Ich hatte Dich gewarnt, mein liebes Kind. Rudolf ist eben ernst veranlagt wie andere junge Leute seines Alters.“

„Laß uns bitte nicht von ihm sprechen,“ sagte Gabriele hastig; und zwei große Tränen glänzten in ihren Augen, als sie ihrem Vater die gefüllte Tasse zurückreichte.

Eine halbe Stunde später geleitete Gabriele ihren Vater zur Gartenpforte; sie sah ihn noch, wie er die Pferdebahn bestieg und dem Bahnhof zufuhr, um in Berlin seine Geschäfte zu erledigen. Dann ging sie langsam zurück, in ernste Gedanken versunken. Sie dachte an Rudolf und bedauerte, so mit ihm auseinander gegangen zu sein; sie wußte nur zu wohl, daß sie nun für immer seine Liebe verloren hatte. Langsam ging sie zum Ufer hinunter und ließ ihren träumenden Blick über den vom Sonnenlicht über-

geoffenen See hinauswandern. Sie gedachte jenes schönen Abends, an dem sie mit Rudolf nach Sacrow hinausfuhr, seiner zärtlichen Blicke und jenes letzten Kusses, den er sich dann beim Aussteigen verflöhener Weise geraubt hatte. Wie kalt und leer erschien ihr nun die Gegenwart und wie reizlos die schöne Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Japanische Kinder.

Japan ist schon oft als das „Paradies der Kinder“ bezeichnet worden, und in der Tat kann man kaum in einem anderen Lande glücklichere oder gesündere Kinder finden; denn die japanische Mutter scheint alle Kinderlebensprobleme durch das einfache Nistkinstmittel gelöst zu haben, ihre Kleinen auf die einfachste und natürlichste Art zu erziehen. Bei der Geburt eines Kindes kommen Verwandte und Freunde zum Besuch, und sie erfüllen noch manchen Tag nachher das Haus mit Ausrufen der Bewunderung für das Neugeborene. Die Etikette schreibt jedoch vor, daß der Ankunft dieser Gratulanten Geschenke vorangehen, und zwar reiche Stoffe wie Seide oder Crepe in den hellsten Farben, aus denen Kleider für das Kleine gemacht werden. Diesen Geschenken müssen als Glücksbringer getrocknete Fische oder Eier beiliegen. Ist das japanische Kind sieben Tage alt, so wird es offiziell mit seinem Namen eingetragen. Mädchen bekommen Namen wie „Blume“ oder „Sommerchein“, Knaben solche wie „Tiger“ oder „Stein“. Man hält es nicht für höflich, ein Kind nach dem Namen der Eltern oder Verwandten zu nennen. Bei dem folgenden Festschmaus ist Reis, mit roten Bohnen zubereitet, ein Hauptbestandteil. Der 23. Tag nach der Namensentragung ist sehr bedeutungsvoll im Leben des Kindes; es macht seinen ersten Besuch im Tempel. Das feinste der vielen, mit dem Familienwappen gestickten Kleider wird dem Kinde angezogen; es wird in den Tempel getragen und unter den Schutz einer Schutzgöttin gestellt. In diesem Tage wird auch der vom ersten Fest übriggebliebene rote Reis geteilt und an diejenigen, die dem Kinde vor einem Monat Geschenke gemacht haben, gesandt, dabei wird dieser Reis in schöne Lackfächchen gepackt, die auf Präsentierteller gestellt und von besonderen Boten ausgetragen werden. Die Höflichkeit verlangt, daß diese Fächchen ungewaschen zurückgegeben werden.

Das japanische Kind trägt nie Windeln oder lange Kleider, sondern wie seine Eltern „Kimonos“. Diese sind gerade geschnitten, haben weiße Ärmel und sind je nach der Jahreszeit aus Seide, Baumwolle oder Flanell. All diese hellroten oder gelben Gewänder werden eins in das andere gelegt und auf dem Fußboden ausgebreitet und dann wird das Kind buchstäblich hineingelegt. Als Befestigung dient ein weicher Gürtel, der um die Taille gebunden wird. Auch wird ein Lätzchen und eine eng anschließende Kappe gewöhnlich von sehr jungen Kindern getragen; es herrscht der Brauch, die Ärmel so lang zu machen, daß sie bei sehr kaltem Wetter die Hände bedecken und sie warm halten. Eine hübsche Idee ist die Befestigung eines Metallschildes mit Name und Adresse der Eltern auf der Kleidung des Kindes, so daß es unmöglich verloren gehen kann. Zur Toilette des Kindes gehört weiter der „Kinchaku“ oder das Amulett aus einem Stück hellfarbigen Damast. Dieser „Kinchaku“ wird getragen, um das Kind davor zu bewahren, überfahren zu werden oder einem ähnlichen Unfall zu erliegen, und keine japanische Mutter würde es wagen, ihr Kind ohne „Kinchaku“ gehen zu lassen. In Japan kennt man weder Kinderwagen noch Laufwagen; das Kind wird von der Mutter oder älteren Schwester stets auf dem Rücken getragen, und nur in den reichsten Familien oder im Kaiserhause ruhen die Kinder Tag und Nacht in den Armen einer Wärterin. Natürlich wird die Wäuerin oder die Mutter der mittleren Stände durch diese Methode, ihren Sprößling zu tragen, bald in den Stand gesetzt, ihrem gewöhnlichen Beruf nachzugehen, und die Kleinen lernen schnell, sich wie Kätzchen anzuklammern. Auch

lernt das Kind dabei beobachten und seine Intelligenz zu seinem eigenen Vergnügen gebrauchen. Japanische Eltern würden nie daran denken, ein Kind zu „belustigen“, wie auch kein japanisches Kind es je erwarten oder aus Laune schreien würde. Es fällt auch in Schlaf, ohne eingewiegt oder im Waagen hin- und hergeschoben zu werden oder irgend welchen Anspruch auf jene kleinen Aufmerksamkeit zu machen, die das europäische Kind als sein angeborenes Recht betrachtet. Das Kind belustigt sich einfach selbst, indem es mit seinen großen dunklen Augen die Welt beobachtet.

Journalismus in Wild-West.

Vom Wild-West-Journalismus teilt der Ex-Redakteur einer Zeitung im wilden Westen im „Strand Magazine“ folgende amüsante Züge mit. Wenn sich auch in den letzten paar Jahren die Dinge etwas geändert haben, so ist es mit dem Journalismus im Wild-West doch auch heute noch eine eigene Sache. Sein proteischer Charakter hat sich wenig oder gar nicht gebessert, wie folgende Note in einer kürzlich herausgegebenen Nummer des „Yampa Leader“ (Oregon) beweist: „Die großen städtischen Zeitungen denken, daß sie smart sind, weil sie ein großes Redaktionspersonal haben. Obgleich wir das unsere früher nicht angegeben haben, werden wir es jetzt tun, damit sich unsere städtischen Brüder nichts einbilden. Das Redaktionspersonal des „Leader“ besteht aus dem Chefredakteur V. S. Wilson; dem Stadtreakteur Vic Wilson; dem Lokalreporter B. Wilson; dem Leitartikelschreiber Hon. Mr. Wilson; dem Vörsenredakteur Wilson, dem Drucker derselbe Wilson; dem Faktor wiederum Wilson; dem jüngsten Lehrling, ein Bild desselben Wilson; dem horenden Redakteur Mr. Wilson.“ In dem ganzen Lande westlich vom Mississippi kann man ähnliche Beispiele für die Vielseitigkeit eines Wild-West-Redakteurs finden. Zu den merkwürdigsten und ergötlichsten Charakteren gehörte der verstorbene Alton S. Beck, „Nichter“ Beck von Dakota, der sich rühmte, Zeitungen in neun verschiedenen Staaten und Territorien geleitet und auf elf Männer, die seine Meinung nicht teilten. — bei dreien mit verhängnisvollem Ausgang — geschossen zu haben; er genoß die allgemeine Achtung seiner Mitbürger und starb eines natürlichen Todes in dem für Dakota hohen Alter von 51 Jahren.

Uebrigens ist die Hinterwälder- und Prairierepresse Amerikas von jeder die Pflanzschule des amerikanischen Humors gewesen und Männer wie Mark Twain, Bret Harte, F. A. Stanton u. a. sind aus ihr hervorgegangen. Tausende kleiner Zeitungen sind über ein Duzend Staaten und Territorien verstreut, und wie präkar ihre Lage oft ist, zeigt folgender Redaktionsappell in der Zeitung „Gem“, in Flagstaff, Arizona: „Haben Sie schon den Betrag für Ihr Zeitungsabonnement bezahlt? Selbst ein Redakteur muß leben. Wenn die „schweren Zeiten“ Ihr Heim betroffen haben, so vergessen Sie nicht, daß Rüben, Kartoffeln und Korn in Garben in der Redaktion des „Gem“ ebenso willkommen wie bares Geld sind. Auch hartes Holz. Die Rüben usm. können auch unserer Frau übergeben werden, die in unserer Abwesenheit quitiert.“

Zu den amüsantesten Fiktionen der Zeitungen im wilden Westen gehörten die erdichteten Redakteure, denen oft die außerordentlichsten Titel und Funktionen zugeschrieben werden. Ebenso belustigend sind auch die Namen dieser Zeitungen selbst. Man könnte denken, daß ein Humorist sie eronnen hat. Aber all diese Zeitungen sind durchaus reale Gebilde. Da gibt es z. B. die „Creeds-Kerze“ (Kolorado), den „Arizona-Hell“, den „Aufgehenden Stern X-Strahl“, den „Rahkopf-Derab“, den „Weltarbeiter“ (Dallas), den „Raschler“, den „Carriozurwiffspieß“, die „Royales Case“, und die „Teufelssee Freie Presse“. Die Namen einiger westlicher Städte sind sehr phantastisch, und die Liebe des Redakteurs für die Alliteration ist groß. Daraus erklärt sich „Bliz Breeze“, „Mustang Mail“ u. a. m. Die Stadt Tombstone (Grabbstein) hat natürlich eine Zeitung „Epitaph“.

Selbst in den zivilisierten Südstaaten östlich vom Mississippi war noch vor einer Reihe von Jahren

das Redigieren kein angenehmer Zeitvertreib. Davon weiß der frühere Wild-West-Redakteur ein Lied zu singen.

„Als ich einmal einem Freund in Georgia half“, so erzählt er, „betrat ein Bürger in sehr erregtem Zustand das „Redaktionsheiligtum“ — diese Epitheta sind in Amerika sehr beliebt — und durchlöcherete die Wände und mein Pult mit Kugeln aus einem Revolver. Zum Glück war ich nicht da, sondern im Segerszimmer. Mein Auge ruhte liebevoll auf einer Reihe Paragraphen, von denen einer anfing: „Wenn unser geschätzter (aber chronisch bekneipter) Mitbürger Sam Beale unseren Rat annehmen will usw.“ In diesem Augenblick folgten schnell drei Schüsse aufeinander. Mein Gehirne fiel unter dem Segerkasten auf die Knie, und ich überlegte gerade, was ich tun sollte, als die Tür heftig aufgerissen wurde.“

Ich stand Mr. Samuel Beale gegenüber. Er ergriff einen dort liegenden schweren Druckerhammer und schleuderte ihn mit aller möglichen Kraft gerade auf meinen Kopf. Aber der Hammer streifte nur mein Ohr und zerbrach an der Wand. Darauf ergriff Beale die Flucht... Nachher ging ich weislich bewaffnet, und schließlich inferierte mein Chef folgende charakteristische Abbitte: „Da der Lokalreporter bei verschiedenen Gelegenheiten infolge eines Mißverständnisses der wahren Umstände behauptet hat, daß unser geschätzter Mitbürger Sam Beale ein Lügner, Dieb und der gemeinste Strolch im ganzen Staate Georgia wäre, widerrufen wir das hierdurch und erklären, daß unsere Kenntnis sich nur auf Pawnee County erstreckt. Laß uns wieder Freunde sein.“

Die Schwalben.

In Marokkos Felsenküste,
Wo des Mittelmeeres Brüste
Wallend gehen auf und nieder,
Sang ich meine Trauerlieder.

Gefangen saß ich an dem Strande,
Fern von meinem Heimatlande,
Gefangen von den Scharen
Blutgieriger Korjaren.

Nie gelangt an mich ein Schreiben,
Ich mußte ohn' ein Zeichen bleiben
Dem geliebten Vaterland,
Ich Aermster! In Marokkos Strand.

Da endlich, endlich doch einmal
Hör' ich in meiner düstern Qual
Endlich, endlich einmal wieder
Deutschen Klang und deutsche Lieder.

Endlich wieder einmal Luft,
Wieder Freude in der Brust,
Es kiefen holde Schwalben
Sich nieder allenthalben!

Ach, wie schwagten sie so schön.
Was sie auf der Reis' gesehn,
Was sie duldeten und litten,
Wie sie um ihr Dasein stritten.

Und ich hörte und ich lauschte,
Während sich die Sturmflut bauschte.
Alles sonst um mich war still,
Im Gebirge dumpf Gebrüll.

Dort schweiften gelbe Löwen,
Hier streiften weiße Mäden,
Hier sangen deutsche Vögelein
Und wiegten mich in Wonne ein.

Garras.

Vermischtes.

Die fündige Post. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: In einem süddeutschen Bundesstaat war ein Geistlicher, der geistig nicht ganz normal ist, entmündigt worden. Die Beschwerden, welche er gegen die Entmündigung bis an die oberste Instanz hinauf erhob, waren abgewiesen worden. Da machte er seinen Zorn über sein Mißgeschick in einem Schreiben Luft, auf dessen Umschlag er die Adresse setzte: „An das Oberlandesgericht in X.“ Die Post der Landeshauptstadt X. war in Verlegenheit. Sie überlegte und kam zu dem Resultat, daß diese Titulatur sich nur auf das Oberlandesgericht beziehen könne. Der Brief wurde denn auch an den obersten Gerichtshof ausgeliefert. Die Juristen zum großen Vergnügen der Erzähler wie der Hörer folportiert wird, erörtert lebhaft die Frage, ob diese Fündigkeit reiner Plautigkeit entspringen ist, oder ob nicht doch vielleicht ein ganz klein wenig „dolus“ dahinter steckt. Wer kann es wissen?

50 000 Mark für einen Silberpokal. Aus London wird berichtet: Lebhaftes Interesse erregte bei Briten der Verkauf des Tafelgeschirrs aus dem Nachlaß der Familie Townshend, unter dem sich mehrere Stücke von hohem historischen Wert befanden. Im ganzen wurde die Summe von 86 000 Mark erzielt. Davon wurden 50 000 Mark für den berühmten „Bacon-Pokal“ gegeben, ein schönes Exemplar von vergoldetem Silber aus der Zeit Elisabeths. Pokal und Deckel sind zusammen 11 1/2 Zoll hoch und tragen den Londoner Goldschmiedestempel von 1574. Das Angebot, das mit 10 000 Mark begann, war sehr lebhaft. Zwei andere Silberpokale mit Deckel wurden für 7680 Mark und 6680 Mark verkauft 20 000 Mark war der Preis für eine Wasserfontäne mit Deckel aus der Zeit Elisabeths in vergoldetem Silber und Bergkristall; der Hauptteil der Fontäne ist aus Bergkristall und vermutlich dhinesischen Ursprungs. Die Krone ist von Königin Elisabeth Sohn Lord Cristine geschenkt worden und seit 1567 in Besitz der Familie.

Neiteres.

In Port Arthur. Russischer Offizier: „Sie es richtig, Herr Kamerad, daß ihre Frau Schwiegermutter Sie hier besuchen wird.“ — Kamerad: „Nein habe abgelehnt.“ — Es waren hier schon genug Explosivstoffe angehäuft.“

Bahres Geschäftchen. Eien bahndirektionsmitglied (Karl) erzählt kürzlich bei einem Feste: „Wissen Sie, ich hätte meinen Sohn ja auch gerne ein technisches Fach studieren lassen, es hat aber bei ihm nur zum Juristen gereicht.“

Rückgefühl. Afrika-Reisender: „Ich bin in Gegenden gereist, wo ich wochenlang keinen Menschen zu sehen bekam; ich war ganz auf mich selbst angewiesen.“ — Dame: „Sie Wunder!“

Sekundärbahn-Dopp. „Sind die Büge auf dieser Strecke immer so leer?“ — „Ja ich sag Ihnen, neulich bin ich mal in ein Koupee eingestiegen, da war sogar a Mausfall n aufgestellt!“

Hilfsbereit. Student zu seinem Kollegen, der ihm über Geldmangel klagt: „Wenn Du Geld brauchst, dann komm nur zu mir, dann suchen wir zusammen einen, der uns pumpt!“

Kindliche Logik. Bei Müllers ist der Fischer im Haus beschäftigt, da fragt Klein-Ganna: „Mutter, warum wird der Mann Fischer genannt?“ — Mutter: „Weil er Fische anfertigt.“ — Klein-Ganna: „Ach ja, Mama, dann machen wohl die Bettler die Betten?“

Rätsel-Ecke.

Silberrätsel.

a — be — bel — di — di — e — go — in — kar
lo — muk — na — nas — ne — o — psen —
po — ra — rann — ryx — sä — thel — ty — ver.

Aus vorstehenden 24 Silben sind zehn Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Buch ergeben.

Die Bezeichnungen der Wörter sind: 1. Fisch. 2. Ein Drama von Shakespeare. 3. Heiliger. 4. Kompositum. 5. Berg aus Sibirien. 6. Vogel. 7. Waffe. 8. Frucht. 9. Gewaltherrscher. 10. Farbstoff.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Die Kinder genießen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörungen. Hervorragend bewährt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc.

Kufekes Kindermehl

Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Vexierbild



„So ist die Entführung!“

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:
Verwandlungs-Aufgabe: Graf Helmuth von Moltke, Dogge, Tropp, Banch, Schleifer, Netz, Leiste, Eichel, Gumbert, Rauch, Meter, Rhon, Verlaß, Koralle, Knopf, Guden, Meteor, Schlaf, Turban, Schlaue, Kinde.

Geschäftliches.

Auch ein Arbeiter mit geringem Wochenlohn ist inlande, seine Kinder mit Kufekes Kindermehl und Kuhmilch zu ernähren, da dasselbe nur als dünne Suppe den Kindern gereicht wird, welche in 3/1 einen Pfloffel Kindermehl enthält. Diese geringe Qualität des Kindermehl genügt, um die Kuhmilch leichter verdautlich zu machen, den Nährgehalt zu erhöhen. Das Kindermehl befördert die Knochen- und Muskelbildung und regelt die Verdauung.

Die Elektrizität ist im Laufe der letzten Jahrzehnte in allen Verhältnissen des menschlichen Verkehrs in den Vordergrund getreten. Immer neue Erfindungen tauchen auf, um diese gewaltige Naturkraft in den Dienst der Menschheit zu zwingen, und es ist nicht abzusehen, welche Uebererregungen uns die Zukunft auf diesem Gebiete noch bringen wird. So liegt uns heute in neuester Auflage der „Preisourant von Georg Schöbel in Leipzig“ vor. Diese Firma hat es sich zur speziellen Aufgabe gemacht, alle elektrischen Apparate der Schwach- und Starkstromtechnik an Privats zu verkaufen und leistet hierin Bedeutendes. Beim Durchsehen des Kataloges findet man in klarer, übersichtlicher Weise eine große Auswahl aller hierher gehörigen Gegenstände, von der einfachsten Klingel- und Telephonanlage an bis zum modernen Nötigenapparat. Besondere Beachtung verdient ein reichhaltiges Sortiment von kleinen Elektromotoren, Modellen, Induktionsapparaten und sonstigen Lehrmitteln, welche zum besseren Studium der Elektrizität auch in einzelnen Teilen abgegeben werden, so daß ein jeder eine elektrische Maschine bauen kann. Es gibt gewiß kein schöneres Geschenk für die heranwachsende Jugend als einen derartigen Apparat, weil das Experimentieren sehr belehrend und unterhaltend und dabei völlig gefahrlos ist. Großer Beliebtheit erfreuen sich die Beleuchtungsanlagen zur zeitweiligen Beleuchtung des Schlafzimmers, Korridors etc., die in hübschen Zusammenstellungen vertreten sind und sehr leicht ausgeführt werden können. Die Fachliteratur umfaßt ein zwei Seiten langes Bücherverzeichnis. — Wie früher, so sind auch in der neuen Liste am Schluß für Holz- und Metallarbeiter geeignete Werkzeuge in besonders großer Auswahl aufgenommen. Während ihres 14 jährigen Bestehens hat sich die Firma Georg Schöbel durch aufmerksam und tüchtige Bedienung überall einer großen Kundentzue erworben, der durch Herausgabe dieser Preisliste sicher noch erweitert wird. Verträge daher niemand die kostenfreie Zusendung der reich illustrierten Preisliste zu verlangen.

Erprobtes Rezept.

Spargel auf bürgerliche Art. Die Spargels werden leicht geschält, in frisches Wasser gelegt, in Bündel gebunden und in gelatigenen kochenden Wasser verweilt, ohne daß die Köpfe Schaden leiden. Inzwischen läßt man für ein Kilo Spargel 75 Gramm gute Süßbutter zergehen, rührt 2 Kochlöffel Mehl dazu und gleich darauf von dem Spargelsaft, bis eine glatte dicke Sauce entsteht, die, wenn gut ausgegohet, mit einem Eigelb leiert, mit etwas Zitronensaft abgemildert und mit acht bis zehn Tropfen Maggis Würze verfeinert zu dem auf einer Platte angerichteten Spargeln gereicht wird. Beilage: Kalbs-Roteletten, Schinken, Zunge etc.

Sommersprossen
entfernt nur **Crème Any** gefahrlos in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, mach. Sie einen letzten Versuch mit **Crème Any**; es wird Sie nicht reuen! Mk. 2.— franco. Nach Mk. 2.45, Verlangen. Sie unsere vielen Dankscr. Gold. Med. London, Berlin, Paris. Licht nur allein durch: **Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg i. E.S.**

„Superior“-Fahrräder
sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem **ausserordentlich billig!** Haben Sie Bedarf in **Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörfellen**, so fordern Sie meinen **Haupt-Katalog**, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligster Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 60.
Korpulenz + Fettleibigkeit
wird beseitigt durch **D. Tonnola-Zehrkur**. Preis: getront mit gold. Medaillen u. Ehren Diplomen. Kein harter Verb. keine harten Sitten mehr, sondern jugendlich schlanks, elegante Figur und große Saftigkeit. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, sondern naturgemäße Gifte. Garantiert mitgültig für die Gegend. Keine Diät, keine Beerdung der Lebensweise. Stützungs-Kater 2,50 Mk. franco gegen Postanm. ob Nachn.
D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur Schuster & Co
Markneukirchen No 302.
Fabrikation u. direkter Versand.
Illustrierte Hauptkataloge postfrei.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weisse sammetweiche Haut, blendend schönen Teint; beseitigt Sommersprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à Stck. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- und Selsen-Geschäften.

Roverkönig
Bestes Fahrrad der Welt!
Catalog gratis.
Billigste Preise.
Solvente Vertreter gesucht.
Roverkönig-Fahrrad-Industrie W. Staby, Unna i. W. 61.

Uhrenfabriklager G. Jäger
Uhren-Vorsandhaus • Konstanz 24.
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichsstempel 800/1000, mit feinem Goldrand zu 9 Mk. Nickel-Remontoir (Ankerwerke) = 4 Weckeruhren = 2
Nur Prima-Werke mit 2 jähriger schriftl. Garantie. Kataloge mit über 700 Abbild. franco und gratis.

Altbewährt MAGGI'S Würze
einzig in ihrer Art.
Suppen- u. Speisewürze

Unterriecht
in Massage sowie Wasseranwendungen etc. erhalten Herren u. Damen im 1890 gegr. Institut von **Max Lindner, Dresden-A.** Strellenerstr. 31. — Aerztl. Attest. Stellennachweise. — Prosp. grat. u. frk.

Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Deutsche erstklassige Solidaria-Fahrräder auf Wunsch Teilzahlung
Anzahlung 20, 30, 50 Mk. Abzahl. 8 bis 15 Mk. monatlich. Enorm billig. Preise. Preisliste grat. u. franko.
J. Jendrosch & Co., Berlin NW., Siemensstr. 72.

Buchführung sehr verlässlich. Prospekt frei.
O. HAERTEL, Görlitz.

Pflegel die Zähne mit Tilit
anerkannt das feinste, anti-septische Mundwasser der Gegenwart.

Bilz Naturheilanstalt
Dresden-Radebeul, 3 Aerzte, Prosp. fr. **Bilz Naturheilbuch**
alle Buchhdlg. u. Bilz Verlag, Leipzig.
Bei Entnahme hier angelegter Waren, bitten wir nicht auf uniere Zeitung zu beziehen.

